



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rafael, L. (H. Kieseckamp): Westfälische Geschichten : Erzählungen : 2.  
Seine Mutter

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

mit dem Hirsche zu tun hätte. Die Gestalt der Stadt Herzberg weicht von der in den östlichen Kolonialgebieten üblichen sehr ab: sie bildet kein Hufeisen, sondern besteht nur aus einer langen vom Schliebener bis zum Brettiner Tore reichenden Straße, die nur in der Gegend des Marktes und der Kirche eine platzartige Anschwellung zeigt. Diese Gestalt deutet wohl darauf, daß die Stadt (etwa 1238) aus einem deutschen Straßendorfe entstanden ist. Das Interessanteste, was in Herzberg zu sehen ist, ist die stattliche dem heiligen Nikolaus geweihte Pfarrkirche, ein im Verhältnis zur Kleinheit der Stadt imponierender dreischiffiger Backsteinhallenbau aus dem vierzehnten Jahrhundert. Die dazu verwandten Backsteine (28 : 8 : 11 Centimeter) sind weit größer als die jetzigen Bauziegel und so hart gebrannt und haltbar, daß die Stürme der Zeit an dem vorzüglichen Material spurlos vorübergegangen sind, während die später angebauten Kapellen verwitterten. Einen besonders Schmuck hat das Gotteshaus in der großenteils erhaltenen mittelalterlichen Bemalung der auf zwölf gewaltigen Pfeilern ruhenden Gewölbe. An den Gewölbeflächen der Chornische sehen wir die Apostel, im Mittelschiff Christus, wie er das Weltgericht abhält: Auferstandne schaun zu ihm hinüber, andre heben sich aus ihren Holzjärgen; auch die Hölle mit den Teufeln und den Verdammten sah man ursprünglich, doch ist dieses Bild im Jahre 1809 auf den Wunsch der Gemeinde, die sich vor den grausigen Gestalten fürchtete, übertüncht worden. Weiterhin sieht man die Patriarchen und die Propheten, auch zahlreiche Engel und Heilige mit zum Teil rührenden lateinischen Inschriften. Der Kunstwert der einzelnen Gestalten ist sehr verschieden: die Auferstehenden zeigen eine gewisse — vielleicht absichtliche Rohheit der Form, die Propheten dagegen eine auffallende Feinheit der Ausführung, weniger in den Körpern als in den Gesichtern. Die Körper und ihre Gewandung sind nicht frei von den widernatürlichen Verdrehungen, die uns in den Miniaturen des vierzehnten Jahrhunderts begegnen, die Gesichter aber zeigen viel Ausdruck und eine besonders sorgfältige Ausführung des Mundes und der Augen. Beachtenswert sind auch die schönen stilisierten Blumen und Ornamente an den Gewölben der Seitenschiffe. Der ganzen Malerei lag der fünfige Gedanke zugrunde, daß die himmlische Gemeinde aus der Höhe auf die irdische herabschaue. Auch herrliche alte Glasmalereien sind einst in den hohen gotischen Fenstern gewesen und ließen, wie der Herzberger Chronist sagt, die heilige Geschichte wie aus den Höhen des Himmels in die Kirche hinableuchten. Aber nur geringe Trümmer sind davon in der Sakristei übrig geblieben.



## Westfälische Geschichten

Erzählungen von E. Rafael (H. Kieseckamp)

### 2. Seine Mutter



eute starb unsre liebe Mutter, Schwiegermutter und Großmutter: Frau Witwe Schulze Pieper. Im Namen der Hinterbliebenen: Wilhelm Schulze Pieper, Landgerichtspräsident. Kranzspenden im Sinne der Verstorbenen verboten! — So stand es zu lesen in der Hauptzeitung der Stadt.

Das schöne große Haus, das der Landgerichtspräsident bewohnte, lag am Kirchplatz, der, mit alten Lindenbäumen bestanden, ein Tummelplatz war für die Kinder, ein Erholungsplatz mitten unter den Häusern für Jung und Alt.

Der Präsident war unverheiratet. Er bewohnte das Haus, sein Eigentum, mit seiner Mutter, die vor einem Jahrzehnt etwa zu ihm gezogen war, und ihm den Haushalt geführt hatte. Jetzt war sie gestorben.

An den Fenstern der Vorderfront des Hauses, die auf den Kirchplatz gingen, waren die Kolläden niedergelassen. Die Empfangs- und Gesellschaftszimmer, die hier hinaus lagen, waren dunkel. Auf der Rückseite standen alle Fenster offen. Hier lag das Arbeitszimmer des Präsidenten, hier lagen die Wohnräume, hier hatte die alte Frau gewohnt. Heller Sonnenschein flutete herein und übergoss die Zimmer mit goldnem Glanze. Auf dem Fensterbrett des Schlafzimmers der alten Frau liefen Tauben hin und her, Pfauenschwänzchen, schneeweiß, und ruckten und suchten nach den Körnchen, die sonst immer dort ausgestreut waren für sie und nun heute zum erstenmal vergessen waren.

Der Duft von großen Bohnen drang aus dem Garten herauf: sie standen in Blüte. Die alte Frau hatte sie gepflanzt, ebenso die Fizebohnen, die, schon hübsch herangewachsen, die braunen Stangen mit frischem Grün umrankten. Die Kartoffeln waren aus der Erde heraus.

Bald können wir frische Kartoffeln essen, hatte die alte Frau zu ihrem Sohne gesagt, als sie gestern Abend mit ihm durch den Garten gegangen war, der, ein richtiger Bauerngarten, alles hervorbrachte, was das Herz der Meerseh Pieper erfreuen konnte. Solchen Salat, wie wir haben, den kannst du nicht beim Gärtner kaufen. Die Köpfe so dick und fest und so gelb! Sollst mal sehen, was für Gurken wir kriegen, und die Erdbeeren! Da kannst du dich satt essen, Junge. Daß du den Garten so angelegt hast, wie wir ihn draußen auf dem Piepers Hof gehabt haben, und die Stuben hast herrichten lassen, daß ich immer denken muß: Ganz wie aufm Hofe; daß ich wirtschaften kann in der Küche, so wie ich nun einmal gewohnt bin, das hast du gut gemacht.

Dann hatten sie miteinander zu Abend gegessen in der Wohnstube, an dem geschuerten Tannentisch, der mit dem Leinenzug gedeckt war, das die alte Frau selbst gesponnen hatte. Die Mutter hatte gelacht und allerlei aus der Kinderzeit des Präsidenten erzählt. Ganz wohl auf war sie gewesen. Dann war sie zu Bett gegangen zur gewohnten Zeit. Aber aufgestanden war sie nicht wieder. Als der Präsident am folgenden Morgen in die Wohnstube trat, wo sie ihn immer hinter dem gedeckten Kaffeetisch zu erwarten pflegte, da war sie nicht zur Stelle, zum erstenmal, so lange sie bei ihm wohnte.

In ihrer Schlafkammer lag sie auf dem Bett, als ob sie schlief. Der Schlag hatte sie gerührt, sie war tot.

Ganz ohne Todeskampf ist sie hinübergegangen, sagte der Arzt, den sie geholt hatten. Ein Ende, um das sie zu beneiden ist.

Der Präsident ordnete an, wie man die Tote kleiden, wie sie betten sollte; er schickte die Todesanzeige in die Expedition der Zeitung. Dann ließ er anspannen und fuhr hinaus in die Gemeinde, wo der Piepershof lag. Beim Schreiner im Kirchdorf, der den Holzbedarf aus dem Walde des Piepershofs bezog, bestellte er den Eichenfarg. Der Diener mußte Eichenzweige pflücken im Piepersbusch, und mußte sie in den Wagen tragen.

Dann fuhr der Präsident auf den Piepershof.

Der Bauer, des Präsidenten ältester Bruder, der Anerbe des Hofes, saß mit der Bäuerin beim Nachmittagskaffee, als der Präsident die Stube betrat. Guten Tag, sagte der; die Mutter ist tot. Letzte Nacht ist sie gestorben. Sie soll in der Stadt begraben werden. Ihr könnt zum Begräbnis kommen, ihr beiden, wenn ihr wollt.

Der Präsident war nicht mehr auf den Piepershof gekommen, seitdem die Mutter weggezogen war von dort. Er nahm nicht den Stuhl, nicht die Tasse Kaffee, die man ihm bot: Übermorgen Nachmittag um fünf Uhr wird sie begraben. Dann stieg er wieder in seinen Wagen und fuhr in die Stadt zurück. Die Hauptzimmer seines Hauses waren dunkel, der Staub lag auf den Möbeln: dort hatte immer seine Mutter gepuht. Der Präsident duldete nicht, daß eine fremde Hand dort schaffte, so lange sie noch im Hause war. In der Küche, wo seine

Mutter gekocht und gewirtschaftet hatte, war der Herd kalt. Kein anderer sollte dort schalten, so lange sie im Hause war, wo so lange Zeit ihre gütigen Hände für ihn gearbeitet hatten: das Essen wurde aus dem Speisehause geholt.

In der von Abendsonnenglut erfüllten Kammer lag sie auf ihrem Bett in dem feinen schwarzen Tuchkleid, worin sie an den Sonntagen zur Kirche gegangen war. Die goldgestickte Sammetkappenhaube mit den farbigen Bindebändern daran trug sie über dem kaum ergrauten noch vollen Scheitel. Das Goldkreuz, das sie an ihrem Hochzeitstage getragen hatte, lag auf ihrer Brust. In den übereinandergelegten Händen hielt sie den Rosenkranz, dessen Perlen ganz abgenutzt waren, so oft hatte sie ihn durch die Finger gleiten lassen. Vogelgezwitzcher und Blumenduft drangen durch die weit geöffneten Fenster vom Garten herauf. Das Rot der untergehenden Sonne lag auf den Frieden atmenden Zügen und übergöß die bleichen Wangen mit zarter Röte. Dem Präsidenten war, als schliefe sie nur, als müßte sie gleich die Augen wieder öffnen, wieder lebendig sein, liebend, für ihn sorgend, wie sie es immer gewesen war.

Mutter, Mutter! schluchzte er, und er sank an ihrem Bette in die Knie und barg sein Gesicht in den Kissen, auf denen sie so lange Zeit geruht hatte. Mutter, nun bist du weg, und ich bin allein.

Ein Pochen an der Thür weckte ihn aus seiner Trauer. Es war der Diener mit den Eichenzweigen aus dem Piepersbusch. Der Präsident hatte befohlen, daß man sie in das Sterbezimmer hinauftrage. Kranzspenden waren verboten; der einzige Kranz, der ihren Sarg schmücken, sie in das Grab begleiten durfte, den mußte der Sohn ihr winden.

Da saß er, dicht an dem Bett, auf dem sie schlief, an dem großen Tisch, der mitten im Zimmer stand. Ihr Gebetbuch lag darauf neben dem Anschreibebuch, in das sie mit ungeschickten, steifen Zügen gewissenhaft jeden Pfennig eingetragen hatte, den sie im Haushalt ihres Sohnes, des Präsidenten, ausgegeben hatte. Da stand das Weidenkörbchen, das ihr Strickzeug umschloß: Socken, die sie für ihren Sohn strickte. Da lag die Näharbeit: Taschentücher, die sie ihm zum Namenstag geschenkt hatte und die sie für ihn säumte.

Mutter, Mutter, flüsterte er und hielt die Brille in der Hand, die sie bei ihrer Arbeit getragen hatte, die große Hornbrille, und seine Tränen fielen darauf. Mit zitternden Fingern brach er die Blätter von den Eichenzweigen ab. Jedes wurde in der Mitte zusammengelegt, mit dem Stiel durchstochen und aufgefeset, so wie seine Mutter es ihn gelehrt hatte, als er noch ein kleiner Junge war, und er ihr helfen mußte, den Eichenkranz zu machen, der den Altar bei der Prozession am Fronleichnamstage schmücken sollte. Die kam vom Kirchdorf her bei ihrem Umgang durch die Felder auf den Piepershof, wo dann der Segen gegeben wurde mit dem Allerheiligsten unter den alten Eichen. Der Feldweg, der vom Dorf herüber führte, war mit Maien besteckt und mit Schilf und Binzen bestreut. Am Eingang des Hofes stand ein Triumphbogen, der mit Tannenzweigen umwunden war, und mitten darin, gerade dort, wo der Priester mit dem Allerheiligsten durchschreiten mußte, hing zu Häupten eine Krone aus dunkelroten Päonien. Und der Altar!

Über des Präsidenten ernstes Gesicht glitt der Schatten eines Lächelns, als er des Entzückens gedachte, mit dem er den geschmückten Altar geschaut hatte: ein großes Bild in goldnem Rahmen, das sonst in der besten Stube hing, worauf der liebe Heiland abgebildet war, wie er am Kreuze starb, wo die Mutter Gottes darunter stand, in einem feuerroten Kleide und mit blauem Mantel, und der Jünger Johannes in einem grünen Mantel, das bildete den Hintergrund, und was das Haus an bunten Glasvasen, an Gläsern mit vergoldeter Inschrift hatte — mit Blumen gefüllt stand es auf dem Altar. In den Glasleuchtern, die sonst in der besten Stube den Ehrenplatz einnahmen unter dem Spiegel, rot und blau, brannten weiße Kerzen. Bunte Glaskugeln vom Weihnachtsbaum waren überall angebracht

in dem feuerroten Stoff, der den Goldrahmen des großen Bildes umfaßte und den Altar ringsumher umkleidete.

Dann der Eichenkranz! Mit wie freudigem Stolz hatten sie, die Kinder des Hauses, auf dieses Werk ihrer Hände geschaut, das rund um den Altartisch herumließ und das weiße Leinentuch umkränzte, in dessen Mitte das Allerheiligste stehen sollte.

Damals war es schnell gegangen mit dem Zueinanderstecken der Blätter, mit der Vollendung des Kranzes. Heute hatte der Präsident Mühe damit. Gar zu lange Zeit war vergangen, seit er den letzten Kranz für den Altar oder zum Schmuck des Scheinentors im Herbst geflochten hatte, wenn der Bauhahn auf dem Hofe eingefahren wurde.

Seine Mutter hatte dann unter dem offenen Tor gestanden, unter dem grünen Kranz, und hatte dem Stoffer, dem Großknecht, das Glas Wein geboten, und hernach am Abend hatte sie mit dem Stoffer den Ball eröffnet auf der Tenne. Wie die Musikanten fiedelten und draußlos bliesen, wie die Paare durcheinander tanzten! Die Kinder standen in den Ecken umher oder saßen im Futtertrog der Kühe, die zu beiden Seiten der Tenne in Reihen angekettet waren in ihrem Stall und mit großen runden Augen dem Tanz zuschauten.

Ja, der Piepershof! die Jugendzeit! Wie schön war das alles gewesen! Und der Mittelpunkt des Ganzen war sie gewesen, die da auf dem Bette lag und die Augen geschlossen hatte für immer.

Sie hatte als Magd auf dem Piepershof gedient. Als dann die erste Frau seines Vaters, von der dieser keine Kinder hatte, gestorben war, da hatte der rauhe, reiche, stolze, nicht mehr junge Schulze Pieper die blutjunge Lore Doren geheiratet, deren Mutter aus Gnade und Barmherzigkeit in dem Häuslerhüttchen am Walde wohnte, das zum Piepershof gehörte, und die nichts mitgebracht hatte in die Ehe als das fadenscheinige Kleid, das sie auf dem Leibe trug.

Daß sie schön gewesen war in der Jugend, seine Mutter, das sah man noch heute in dem Ebenmaß, in dem feinen Schnitt des Antlitzes der Toten. Der Präsident entsann sich wohl aus seiner Kinderzeit, wie oft er mit den Augen an ihren Zügen gehangen hatte, an ihren sanften blauen Augen, die doch so sicher schauen konnten, so klug und ernst, wenns nottat; an ihrer Gestalt, die weich und schlank geblieben war bis ins hohe Alter hinein trotz aller Arbeit, trotz aller Last und Plage ihres Lebens. Das schönste Mädchen war sie gewesen weit und breit, die arme Lore Doren. Der alte, stolze, wüste Schulze Pieper hatte sich in sie verliebt; er mußte sie haben. Sagst du nicht ja, werfe ich deine lahme Mutter zum Haus hinaus!

So war sie die Frau auf dem Hof geworden, auf dem sie erst gedient hatte. Sie verstand es, die Leute, die ganze Wirtschaft in Ordnung zu halten trotz ihrer Jugend, trotzdem daß sie das Befehlen nicht gewohnt war. Was sie zu leiden hatte, wenn der Schulze aus dem Wirtshaus heimkam, den schweren Rausch im Kopf, und auf den Tisch schlug, sie hatte es nie gesagt. Der Präsident aber wußte es, er hatte es mit erlebt. Er war das zweite in der Reihe von sieben Kindern, sechs Söhnen und einer Tochter, die rasch nacheinander auf dem Piepershof erschienen waren. Der Mutter sah man nichts an. Es ist, als wenn sie immer jünger würde im Kindbett, die Meerisch Piepers, und freischer und feiner, sagten die Leute.

Wie sie dann die Kinder pflegte, erzog, zur Arbeit anhielt schon in erster Jugend! Kaum daß sie ordentlich laufen konnten, da mußten die beiden ältesten Söhne schon kleine Handreichungen und Arbeiten verrichten, ihren Kräften entsprechend. Dem Ältesten, der der Anerbe werden sollte, und der ein starker, kräftiger Junge war, dem wurde es leicht. Der Präsident, der schwächlich gebaut und zart von Gliedern war, und dessen Sinn schon früh zum Denken stand, zum Sinnen, Träumen, zu den Büchern, zum Lernen, entsann sich genau, wie schwer es ihm geworden war, das Brennholz klein zu hacken, in die Küche zu tragen,

Kartoffeln zu schälen und dergleichen Arbeit. Aber er durfte nur seine Mutter ansehen, seine zarte, schlanke, seine Mutter, wie sie arbeitete von früh bis spät in Küche, Garten und Feld, sie durfte ihn nur ansehen und fragen: Nun, Philipp, soll ich mich denn über dich ärgern heute? — dann ging's.

Daß er studieren wolle, das wußte er schon beinahe, ehe er in die Schule ging, die der Vikar im Kirchdorf, das ein halbes Stündchen vom Hof entfernt lag, leitete. Woher er das wußte, wer zuerst vom Studieren zu ihm gesprochen hatte, das hätte er nicht sagen können. Dem Vikar, der den Philipp Pieper besonders ins Herz geschlossen hatte als den begabtesten und fleißigsten seiner Schüler, dem vertraute er es an, und den bat er um Bücher, damit er für sich zuhause weiter lernen könne.

Da saß er dann in dem Verschlag hinter der besten Stube, wo alte Kleider aufbewahrt wurden, alte Möbel und Schachteln und Sachen, an die keiner mehr dachte, in dem engen Verschlag, der keine Fenster hatte, in den das spärliche Licht durch die Glasstür drang, deren Scheiben undurchsichtig waren, und die den Verschlag von der besten Stube trennte. Da saß er und las und las und lernte und lernte, bis ihm der Kopf brannte. Jeden Augenblick, den er der Schule und seinen häuslichen Arbeiten abgewinnen konnte, verbrachte er dort. An Spielen, Umhertollen mit den Geschwistern dachte er nicht. Als die Mutter ihn eines Tags dort über seinen Büchern entdeckt hatte, da hatte er es auch ihr vertraut: Mutter, ich muß studieren. Helft mir dazu, daß der Vater mich studieren läßt.

Geistlich werden willst du, Junge? fragte die Mutter.

Was ich werden will, das weiß ich selbst noch nicht, nur daß ich studieren muß: die Bücher und was darin steht, das ist's! Sagts dem Vater.

Lieblosend war ihm die Mutter mit der rauhen Hand über das Haar gefahren.

Weißt du nicht, Junge, was der Vater will? Bauern sollt ihr allesamt werden. Auf den Tisch hat er geschlagen vorige Woche, wo sie erzähl't haben, daß der Rubenbauer seinen Joseph studieren läßt. Er hat sich verschworen, der Vater, daß er euch alle zuschanden schlagen will, ehe er's leidet, daß eins von euch in die Stadt kommt aufs Gymnasium; so eine Hungerleiderei, die wolle er nicht.

Der Präsident entsann sich genau, wie sie blaß geworden war und gezittert hatte, als sie ihm das gesagt hatte, und wie er sie dennoch immer wieder gebeten hatte: Mutter, Ihr sagts ihm doch, Ihr müßt's ihm sagen. Wenn ich nicht studieren soll, dann geh ich zugrunde.

Und sie hatte es dem Vater gesagt ein paar Tage nach dieser Unterredung. Philipp hatte in seinem Verschlage über den Büchern geseffen, als er sie in der besten Stube hatte reden hören. Ein Menschenalter war vergangen seitdem, und doch glaubte der Präsident die Stimmen noch zu vernehmen, jedes Wort, das da gesprochen worden war.

Die Mutter hatte Geld hingezählt auf den Tisch. Sie hatte es eingenommen für ein Kind, das sie aufgezogen und verkauft hatte. Es war besonders gut bezahlt worden.

So'n feines Stück Vieh! Da muß ich schon 'nen Groschen mehr geben, Meersch Piepers! hatte der Händler gesagt. Sie wissens alle, die Metzger in der Stadt: so, wie die Meersch Pieper es versteht, das Jungvieh aufzuziehen und zu mästen, so könnens die andern Bauern nicht.

Es war ein eigner Tonfall in der Stimme seiner Mutter, als sie das ihrem Mann erzählte. Schüchtern klang's, bittend. Dem Philipp wars ans Herz gedrungen: Sie will's dem Vater sagen mit dem Studieren, hatte er gewußt, und er hatte gezittert.

Eigenlob riecht nicht gut, hatte der Vater geantwortet, und er hatte laut gelacht. Was hast du, daß du so prahlst? Warum zitterst du und bist weiß wie Kalk an der Wand? Heraus damit! Hat einer von den Jungens was auslaufen lassen?

So klug und besonnen und so fleißig die Mutter war, eine Diplomatin war sie nicht. Es ist nur, weil du so geflucht hast, Bauer, sagte sie, und hast auf den Tisch geschlagen, daß keiner von den Jungen studieren solle, und weil der Philipp sich nun doch in den Kopf gesetzt hat, daß er studieren muß! — kam es von den Lippen seiner Mutter, zaghast, mit bebender Stimme. — Und du willst ihm das Wort reden, du, die keinen Pfennig hat in der Tasch gehabt? Ist recht! Art läßt nicht von Art. Aus der Bettlerhütte kommst du, deinen Jungen willst du wieder zum Bettler machen! Ist das der Dank dafür, daß ich dich geheiratet hab aus Gnad und Barmherzigkeit? — Weil du meine Mutter aus der Hütt hast werfen wollen, und weil sie lahm ist, und weil sie hätt verkommen müssen, du weißts so gut wie ich, daß du mich gezwungen hast, darum hab ich Ja gesagt!

Dem Präsidenten lief das Grauen über den Rücken, als er daran dachte, was dann geschehen war: er hatte sie geschlagen, der rohe Bauer. Die Frau, seine Mutter wurde geschlagen, seinetwegen! Er war aus dem Berschlag hervorgestürzt. Er stand seinem Vater gegenüber, dem er sonst ängstlich aus dem Wege ging: Schlagt die Mutter nicht, Vater, schlägt sie nicht. Ich will ja auch ein Bauer werden!

Was dann mit ihm geschehen war, wußte er nicht genau. Der Schlag auf den Kopf, den er erhielt, hatte ihn betäubt. Als er zur Besinnung kam, lag er in seinem Bett. Man hatte aus der Stadt den Doktor geholt: seinen Vater hatte der Schlag gerührt. Er war aber nur gelähmt, sonst aller Sinne mächtig gewesen. Wie die Frau ihn dann gepflegt hatte, der er jede Minute vorwarf: Daß ich so dalieg, du bist in Schuld, bist schuld, daß ich sterben muß vor der Zeit. Du und der Philipp, ihr habts gemacht! Wie er sie quälte!

Er hatte kaum noch in die Schule gedurft. Ohne Grund, ohne Entschuldigung hielt der Vater ihn zuhause. Lieber bezahlte er Strafe. Der Vikar mußte die Polizei zu Hilfe rufen. Arbeiten soll der Jung, bis er umfällt. Ich will ihm die Mucken austreiben: Studieren! — Hinter dem Pfluge mußte er gehn, mußte die Egge lichten, den Dünger in die Furche einlegen, auf der Tenne dreschen. Die Mutter durfte nicht wagen, auch nur ein Wort dagegen zu sagen: Jede Erregung kann die Erneuerung des Schlaganfalls und den Tod herbeiführen, hatte der Arzt gesagt. — Du mußt nicht denken, daß ich bald sterben will, hatte der Vater gesagt. Den Gefallen tu ich euch noch lange nicht, euch beiden. In meinem Testament, da tränk ichs euch ein, was ihr mir getan habt! — Als sich aber nach einem halben Jahre der Schlagfluß wiederholte, und er starb, da fand es sich, daß kein Testament vorhanden war. Aus Angst, daß er sterben müsse, wenn er sein Testament mache, hatte es der Vater aufgeschoben, bis es zu spät war.

Der Präsident entsann sich nur zu gut, wie er hinter dem Sarge hergegangen war, worin sein Vater lag, und nicht hatte weinen können. Immer hatte er denken müssen: Jetzt ist die Mutter erlöst.

Morgen Nachmittag nach der Schule sollst du zum Vikar kommen. Du sollst von ihm Unterricht haben in allem, was du wissen mußt, wenn du aufs Gymnasium willst, wenn er findet, daß du einen guten Kopf hast, und du fleißig bist, sagte seine Mutter am Abend des Begräbnistages zu ihm. Ich bin beim Vikar gewesen und hab's in Ordnung gebracht: du sollst studieren.

Er bekam seine Bücher wieder, die ihm der Vater genommen hatte. Ganz offen, vor aller Augen hätte er jetzt in der Stube sitzen dürfen, zu lesen und zu lernen, wenn er es gewollt hätte. Im Hause brauchte er nicht mehr zu arbeiten. Die Geschwister, die Dienstboten, die Leute in der Gegend, alle mußten es, Schultpiepers Philipp soll studieren. Keiner hätte ihn gestört. Trotzdem saß er wieder in dem alten Berschlage unter den alten Sachen und Kleidungsstücken im Halbdunkel und lernte und lernte und tat sich nie genug.

Schult Pieper hatte die Verhältnisse in höchster Unordnung zurückgelassen. Nichts war über Einnahmen und Ausgaben gebucht. Hier meldete sich ein Gläubiger

um Zinsen, da kam einer, der Zinsen bezahlen wollte. Rechnungen waren gar nicht oder waren doppelt bezahlt. Die große Wirtschaft, sieben Kinder, alles lag auf den Schultern der Mutter. Sie fuhr in die Stadt und übergab dem Justizrat die Papiere und die Regelung der Verhältnisse. Es stellte sich heraus, daß trotz der Unordnung, in der das Ganze lag, ein bedeutendes Kapitalvermögen vorhanden war, und daß die Bäuerin eine reiche Frau sei.

Sie stand kaum in der Mitte der dreißiger Jahre, und daß sie noch immer schön sei, das mußten ihr sogar die Frauen und Mädchen lassen, die sie beneideten, die sie verspotteten, weil sie an der Landestracht festhielt, die nur noch von wenigen beibehalten wurde: das schwarze Tuchkleid, die schwarze Sammetkappe, deren Stickerei jetzt in der Trauer mit schwarzem Flor überzogen war, und die schwarze Bindebänder hatte; das schwarzseidne Fürtuch, die schwarzseidne Schürze — es stand ihr gut.

Daß sich bald nach dem Tode des Schulzen Freier meldeten bei der Bäuerin, trotz ihrer sieben Kinder, war kein Wunder. Ich hab den Stoff, sagte sie. Er ist so lange auf dem Hofe, wie ich da bin, hat die Wirtschaft auf dem Acker geführt, so lange der Bauer gelebt hat, der sich nicht darum kümmern wollte. In den Jahren ist er auch; heiraten tut der nicht mehr! So lange der auf dem Hofe bleibt, so lange kann ichs ansehen. Ich danke für die Ehre, aber ich bleibe allein.

Von früh bis spät war die Mutter tätig, im Haus, im Garten und im Feld, und sie fand doch Zeit, nach den Kindern zu sehen, sie zur Arbeit anzuhalten, zu den Schulaufgaben, zum Spielen. Sie durfte nur sagen: Soll ich mich ärgern über euch? Dann tat jedes seine Pflicht.

Zu ihrem Philipp trat sie oft, wenn er in seinem Verschlage saß: Der Vikar hat gesagt, daß er zufrieden sei mit dir! Und sie legte dann ihre harte Hand auf seinen Kopf, blätterte in seinen Büchern und ging wieder.

Das Trauerjahr war um. Nach der Jahresjeelenmesse ging die Mutter zum Vikar hinein. Heute sollte es sich entscheiden, ob der geistliche Herr den Philipp als für genug vorbereitet und befähigt hielt, das Gymnasium zu beziehen. Dem Jungen pochte das Herz in der Brust. Er hatte auf dem freien Plage vor der Schule auf seine Mutter warten wollen. Aber es litt ihn nicht dort. Er lief nach Hause, setzte sich in seinen Verschlag und nahm die Bücher zur Hand, und konnte doch nicht lernen! Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen, er konnte nicht still sitzen auf seinem Stuhl. Da ging die Tür auf, die von der Küche in die beste Stube führte. Seine Mutter trat ein, er kannte ihren Schritt, und es kam noch jemand mit ihr.

Darum bin ich gekommen, Lore, hörte er sagen (es war die Stimme seines Onkels, die so sprach), daß ich höre, wie ich daran bin mit dir. Daß ich weggezogen bin vom Hof, als du den Bauern geheiratet hast — du weißt recht gut, warum ich nicht habe bleiben können. Daß du seine Frau warst, das konnte ich nicht mit ansehen, Lore. — Setz dich, Lorenz, sagte seine Mutter, und trink ein Schälchen Kaffee, dann wollen wir darüber sprechen.

Sie ging hinaus und kam dann wieder herein. Der Junge hörte in seinem Verschlag, wie sie mit den Tassen klapperte und die Teller auf dem Tische zurecht-schob. — Nun streich ich dir ein Butterbrot, Lorenz, sagte sie. Du mußt essen, hast den weiten Weg gehabt. — Ist dankenswert, Lore, aber das Essen schmeckt mir nicht, so lang ich nicht weiß, wie es steht mit uns beiden. Wenn ich zumalen der Bauer gewesen wäre auf dem Piepershof, wie ich nur der zweite Sohn war, ein armer Schlucker, du hättest mich genommen, ohne daß ich dir hätte drohen müssen: „Deine Mutter werf ich auf die Straße, wenn du nicht Ja sagst, Lore.“ Lore, hart ist's gewesen für mich, weil ich doch gewußt habe: dich hat sie lieb! Auf der Kirmes, Lore, weißt noch, wie wir da getanzt haben in dem Zelt, den ganzen Abend, du mit mir, ich mit dir? Und hernach, beim Nachhausegehn, im Busch, als wir da standen auf der Brücke? — Ich weiß es noch all, so gut wie

du es weißt, Lorenz, und wenns hart gewesen ist für dich, daß nichts draus geworden ist, denkst du, daß es mir leicht geworden ist? Du weißt doch, was für einer er war, dein Bruder. Nun ist er tot, Gott hab ihn selig, und ich sag ihm gewiß nichts Böses nach — aber du weißts ja selbst. Es hat nun einmal so kommen sollen, und wir müssen uns darein schicken! — Das darfst du nicht sagen, Lore! Jetzt ist er unter der Erde, der Bauer, der mein Bruder gewesen ist, und ich hab mir einen ordentlichen Taler erspart und hab mich ordentlich gehalten. Überall kannst du nachfragen, wo ich im Dienst gewesen bin als Großknecht auf den Höfen. Auf meiner letzten Stelle die Bäuerin, die auch eine Witfrau ist, und der Hof ist gut, und sie steht noch in guten Jahren, die hat mir gesagt, ob ich nicht der Bauer werden will auf dem Hofe da. Aber ich habe nicht Ja sagen können, Lore. An dich hab ich denken müssen, an die Kirmes und an die Brücke, wo du mir gesagt hast . . . — Daß ich dich lieb habe, Lorenz, lieb bis in den Tod. Und wahr ist's gewesen, und Gott weiß alles, was ich habe leiden müssen, weil ich immer an dich habe denken müssen, und weil dein Bruder mein Mann gewesen ist, und es eine Sünde gewesen ist und eine Schande, daß ich dich doch nicht habe vergessen können. Und wahr ist's noch heute. — Doch sag ich dir: Geh hin und heirate die Bäuerin auf dem Hofe, wo du zuletzt in Dienst gestanden bist, ich kann deine Frau nicht werden! Sieben Kinder sind auf dem Hofe hier. Der Älteste ist Anerbe. Der Philipp soll studieren, und die andern, was werden die alle wollen? Unser Herrgott hat mir die Kinder geschenkt, deinem Bruder und mir. Nun ist er tot, nun muß ich allein für sie sorgen, daß ich sie hernach unserm Herrgott wiedergeben und sagen kann: Ich hab getan, was ich gekonnt habe. Nun sei barmherzig und geh nicht zu streng mit mir ins Gericht. — Ich helf dir, Lore, deine Kinder erziehn, ich arbeite für euch! — Und wenn dann noch mehr Kinder kommen auf den Hof, Lorenz? Deine Kinder und meine Kinder? Dann ist die Zwietracht da zwischen Eltern und Kindern, die Geschwister stehn gegeneinander. Und ob ich sie dann nicht lieber hätte, die Kinder, Lorenz, die deine Kinder wären, lieber als die Kinder von deinem Bruder? Weil ich dich lieb habe, Lorenz? — Sie schluchzte leise. — Sieh, Lorenz, es kann nicht sein. Ich dank dir, daß du mich nicht vergessen hast, aber nun bitte ich dich, daß du gehst, daß mir die Absage nicht so schwer fällt. — Lore, Lore, sagte der Mann. So eine, wie du bist, und daß der Bruder dich hat haben sollen, und daß wir beide nun so leiden müssen!

Der Präsident ließ die Hände ruhn und den schon lang gewordenen Kranz zur Erde fallen. Mutter, Mutter, sagte er leise und kniete an dem Bette nieder, barg sein Gesicht in den Kissen und schluchzte in sich hinein.

Wie ein Verbrecher war er hinausgeschlichen, als seine Mutter mit dem Onkel die beste Stube verlassen hatte. Auf die Wiese war er gelaufen, in den Busch, und nach Stunden erst war er wieder heimgekommen. Junge, wo hast du dich herumgetrieben, hatte seine Mutter gefragt, hast du nicht daran gedacht, daß ich mit dem Vikar geredet hab? Du darfst studieren; der Vikar hat an seine Schwester geschrieben, die in der Stadt einen Laden hält. Bei ihr kannst du wohnen. Übermorgen sollst du reisen.

Sie hatten ihn begleitet, als er zur Eisenbahn ging, sein Mäntel auf dem Rücken. Bis zur Höhe, wo das Kreuz stand unter der alten Eiche, waren die Geschwister mitgegangen. Seine Mutter noch ein Stückchen weiter. — Da, Junge, hatte sie dann gesagt, während sie ihm ein Päckchen zusteckte; das eine hängt du um den Hals, für das andre kaufst du dir was, wenn Kirmes ist in der Stadt. Und nun sag ich dir adju. Studier gut, halte dich brav. Wenn Ferien sind, dann kommst du nach Hause. — Mit der rauhen Hand hatte sie ihm das Gesicht gestreichelt, leise und zärtlich: Adju auch, Philipp! — Dann war sie gegangen. Aus der Brust wars ihm heraufgestiegen, aus den Augen wars ihm geflossen, brennend heiß. Mutter, Mutter! hatte er rufen wollen, aber es war kein Laut über seine

Lippen gekommen. Da stand er auf der Höhe unter dem Kreuz und sah sie dahin gehn. Und da unten im Grund, zwischen den Eichen, das Strohdach: sein Heimathaus. Ihm war, als müßte er zurücklaufen: Mutter, Mutter! Noch sah er sie unter den Bäumen gehen, jetzt über die Wiese. Da blieb sie stehn und schaute zurück. Dann wandte sie sich, ging weiter und war hinter der Wallhecke verschwunden.

Er ging, das Känzlel auf dem Rücken, die Landstraße dahin, zur Eisenbahnstation. Sein Gesicht war naß von Tränen. Mit dem Jackenärmel wischte er sie ab: So, nun ist's genug!

Als er am Abend in seine Wohnung kam, die die Schwester des Vikars für ihn hergerichtet hatte, und wo er seine Sachen fand, die die Mutter fürsorglich für ihn vorausgeschickt hatte; als er zu Abend gegessen, dann seiner Wirtin gute Nacht gesagt hatte und nun in seiner Kammer allein war, da öffnete er das Päckchen, das seine Mutter ihm zum Abschied zugesteckt hatte. Eine silberne Muttergottesmedaille lag darin, an seidner Schnur. Er hängte sie um den Hals, wie sie es ihn geheißt hatte. Den silbernen Taler, der dabei lag, tat er in den verschließbaren Kasten, den seine Mutter ihm geschenkt hatte. Wenn ich was dafür kaufe, dann ist's für dich, Mutter, sagte er leise zu sich, legte sich ins Bett und weinte sich in den Schlaf.

Das Heimweh setzte ihm arg zu. Seine Wirtin schrieb an die Mutter: Seine Backen werden schmal und blaß, und er hat oft rote Augen, weil er weint und nach Hause denkt. Fleißig ist er und ist ein guter Junge, davon ich keine Last hab im Haus. — Die Mutter schickte Schinken und Wurst und schrieb: Mein Philipp: essen mußt du, das Weinen, das mußt du lassen. Du hast's ja selbst gewollt, das Studieren. Nun hast du deinen Willen, nun sei zufrieden, daß ich mich nicht über dich ärgern muß.

Dieses Wort, mit dem sie immer ihre Kinder gelenkt hatte, half auch heute.

Nein, was er für einen Appetit hat, der Junge, schrieb die Schwester des Vikars bald darauf an seine Mutter. Die Töpfe sind zu klein, er ist nicht satt zu kriegen. Ist recht! Ein Junge, der wächst, muß essen. Rote Backen hat er, und seine Augen sind hell.

Er hatte diese Zettelchen aufgehoben. Sie lagen in seinem Arbeitszimmer im Schreibtisch, neben der silbernen Medaille und andern kleinen Andenken, die er von seiner Mutter erhalten hatte. Als er in die Ferien nach Hause kam, brachte er seiner Mutter das Zeugnis Nummer 1 mit. Da nahm sie ihn zum erstenmal, so lange er denken konnte, in ihre Arme und küßte ihn. So ist's recht, Junge, so muß es sein: Ordentlich oder gar nicht!

Jedesmal, wenn er in die Ferien kam, brachte er die Nummer 1 mit. Auf dem Hofe fand er jedesmal Veränderungen. Sein ältester Bruder war in eine landwirtschaftliche Anstalt geschickt worden: Daß er was lernt, wir habens ja dazu, sagte die Mutter. August, der dritte in der Reihe, war auch in die Stadt gezogen zum Studieren. Arzt wollte er werden. Der Bernd folgte ihm dorthin, so bald es ging. Der Bernd wollte geistlich werden. So blieben nur die beiden Kleinsten auf dem Hofe und die Marie, die im Alter dem Bernd folgte. Als sie zur ersten heiligen Kommunion gegangen war, schickte die Mutter sie in die Klosterpension, wo sie den Haushalt lernen sollte und Handarbeit, und alles, was sich schickt für eine Bauerntochter. Endlich war auch der Jüngste vom Piepershof, der Lorenz, in die Stadt gekommen, um zu studieren. Auch er wollte Arzt werden. Der Vorkjüngste nur, der Klemens, blieb auf dem Hofe: Bauer will ich werden, besseres gibts nicht in der Welt, sagte er. Er war ein schöner, stolzer Junge. Findet sich leicht ein Mägdchen, wo du hinein heiraten kannst, Junge, sagte die Mutter, und wenns nicht ist, die Kinder vom Piepershof können es mit ansehen, dafür ist gesorgt.

Als der Präsident dann sein Referendarexamen bestanden hatte, mit gut, und

nach Hause kam, sagte die Mutter: Du sollst es wissen, woher ich das Geld nehme, das ihr alle zum Studieren braucht, und das dazu nötig ist, daß der Hof in Ordnung bleibt, und daß Maschinen angeschafft werden können, wie es nun einmal sein muß, daß man nicht zurückbleibt in der Welt. Nun da es sicher ist, daß du ans Gericht kommst, sollst du es wissen! Den Justizrath brauch ich nun bald nicht mehr, jetzt kannst du das Geld verdienen, das er immer gekriegt hat.

Das Kapitalvermögen, das beim Tode ihres Mannes vorhanden gewesen war, hatte sie mit Hilfe und auf den Rath des Justizraths in Bergwerkpapieren angelegt, die damals in der Kriegszeit fast wertlos geworden und billig zu haben gewesen waren.

Was dagewesen ist, als der Vater starb, das bleibt auf dem Hof, wie sich gehört, sagte sie. Was verdient ist — das steht schon drin in den Papieren, wo der Justizrath es hat aufgeschrieben, wie ichs gewollt hab —, das ist für die nachgebornen Kinder vom Piepershof. Jedes bekommt sein Teil. Keins braucht als Bettler fort zu gehn vom Piepershof. Keins braucht zu heiraten aus Noth, wenn die Liebe nicht dabei ist, keins braucht dem andern nach den Augen zu sehen! Jedes hat seine Aktien. Und was die einbringen.

Er hatte seinen Augen nicht trauen wollen, als er sah, welche Summe jedes Jahr einkam und angelegt wurde und dann wieder Zinsen brachte! Ihr seid ja die reichste Frau im Lande, Mutter, hatte er gesagt, und arbeitet und spart und lebt, als müßtet ihr um den Pfennig rechnen. — Meinen Kindern gehört das Geld, ich verwalte es nur, sagte sie. Ich habe, was ich brauche, und mehr ist vom Übel.

Als er das Affefforexamen gemacht hatte, legte die Mutter die Verwaltung des Vermögens in seine Hände. Er wollte einen Theil der Aktien auf ihren Namen umschreiben lassen, aber sie litt es nicht: Ich bleibe auf dem Hof, so lange der Jörge mich nötig hat. Wenn er heiratet, zieh ich in die Leibzucht. So ist's von alters her gewesen auf dem Hofe, so soll's auch bleiben.

Du bist zu gut gewesen, viel zu gut, Mutter, seufzte der Präsident.

Es war ihm geglückt in seiner Laufbahn. Die guten Examen, die er gemacht hatte, die Zeugnisse der Behörden, bei denen er gearbeitet hatte, sein Fleiß, sein scharfer Blick, sein sicheres Urtheil und Wesen — alles hatte dazu beigetragen. Er war ans Kammergericht in die Hauptstadt berufen worden. Dann war er Staatsanwalt geworden, erster Staatsanwalt, in rascher Folge, und endlich, noch ein Mann in voller Lebenskraft, in den besten Jahren, Landgerichtspräsident. Aus dem schwächlichen, schüchternen Knaben war ein hochgewachsener stattlicher Mann geworden. Überall fand er freundlichstes Entgegenkommen. Die besten Häuser standen ihm offen. Er hätte wählen dürfen unter den jungen Mädchen, ihm hätte so leicht keine nein gesagt.

Heiraten mußt du, Junge! sagte seine Mutter jedesmal, wenn er auf den Piepershof zu Besuch kam. Geld hast du mehr, als du brauchen kannst, jung und gesund bist du auch, und eine Stellung hast du in der Welt, daß mir das Herz im Leibe lacht, wenn ich an dich denke. Und daß du ganz so geblieben bist wie sonst und gar nicht stolz bist! Daß dir's nicht zu schlecht ist, des Sonntags neben der Mutter in die Kirche zu gehn, wenn sie das alte Tuchkleid anhat und die gestickte Kappe auf dem Kopf, drum sie über mich lachen und sagen, daß ichs abtun solle. Ein guter Junge bist du immer gewesen, und ein guter Sohn wird ein guter Ehemann, und darum sag ich: Heiraten mußt du!

Die Geschwister waren alle verheiratet bis auf den Geistlichen, der ins Ausland gegangen und Missionar geworden war. Die Marie hatte den Dr. Rohren geheiratet, der in der kleinen Stadt in der Nähe wohnte und eine große Praxis hatte. Die beiden Söhne, die Mediziner geworden waren, praktizierten so viel sie eben Lust hatten, nötig hatten sie es nicht. Der Klemens hatte sich ein schönes

Bauerngut gekauft im bergischen Land und hauste da mit seiner jungen Frau. Allen ging es gut. Wenn sie sich alle einmal wieder zusammenfanden auf dem Piepershof, das war ein Freudentag für die Mutter. Es war aber selten der Fall. Der Missionar fehlte ja immer, und die andern fanden öfters einen Grund, solchen Familientagen fern zu bleiben. Nur der Präsident war der treue Besucher des Piepershofes. Die Mutter wirtschaftete ja immer noch dort neben dem Auerben, der den Dreh zum Heiraten nicht kriegen konnte, wie die Meerfch sagte: Hats zu hoch im Kopf, der Jörgen. Eine Prinzessin wäre ihm nicht gut genug.

Der Jörgen war ganz nach dem Vater geschlagen, wie im Außern, so auch im Wesen. Wie sie miteinander hausten, die Mutter und der ihr so unähnliche Sohn! Sie klagte nicht. Wenn aber der Präsident zu Besuch auf dem Hof war, dann sah er es nur zu gut: die alte Frau war dem Bruder im Wege. Er war ein Anrufer in allem, nur nicht für sich; er wurde wütend um nichts, wie es sein Vater geworden war, und er schlug auf den Tisch wie der: Ich bin der Herr im Haus, und sonst hat niemand hier zu befehlen!

Zieht zu mir in die Stadt, bat der Präsident seine Mutter, so oft er zu Besuch kam.

Weil der Jörgen oft rauh ist und wild werden kann? fragte sie. Nun, wir auf dem Land sind nicht so fipflich (empfindlich). Ich weiß ja, er meints nicht schlimm. Wenn erst eine junge Frau auf den Hof kommt, und ich in der Leibzucht bin, hernach hab ichs gut.

Und sie kam, die junge Frau. Aber der Präsident konnte nicht auf der Hochzeit sein, weil er damals einen langen Urlaub genommen und eine Reise in den Orient angetreten hatte. Als er heimkam, fand er seine Mutter in der Leibzucht, und auf dem Hofe saß die junge Frau. Die Urjel wars, eines Arbeiters Kind, die seine Mutter, als die Eltern früh gestorben waren, zu sich auf den Hof genommen hatte.

Die Kinder auf dem Piepershof hatten es nicht besser gehabt als die Waise, für die die Bäuerin wie eine Mutter sorgte. Daß das Bettlerkind einst ihre Schwiegertochter werden könnte, daran hatte sie freilich nicht gedacht, vollends bei dem hochfahrenden Sinn ihres Ältesten, dem keine reich genug, keine gut genug war. Als aber der Jörgen ihr sagte: Die Urjel wird meine Frau, oder ich bleibe ledig, da war sie es zufrieden gewesen, obgleich die Geschwister die Nase rümpften.

Mir bist du recht, hatte sie gesagt. Auß Geld kommts nicht an. Wenn du den Jörgen lieb hast und deine Sach in Ordnung hältst, nachher ist alles einerlei. Und wenn du dir keinen Rat weißt, weil du noch jung bist, brauchst du nur in die Leibzucht zu kommen, da kannst du mich finden!

Aber die Urjel fand nicht hin in die Leibzucht; die alte Frau saß da, als hätte sie immer dort gefessen und nie etwas gegolten auf dem Piepershof. Auf dem aber ging es bald drunter und drüber.

Seine Kleider wurden angeschafft, ein neuer Kutschwagen kam auf den Hof, auf die Nachbardörfer gings zu den Kirchmessen und Schützenfesten, in die Stadt ins Theater, und wo nur irgend etwas los war. Urjel dachte an nichts als an ihr Wohlleben. Was alles das kostete, danach fragte sie nicht. Du hast ja dazu, sagte sie, wenn der Jörgen aufmucken wollte. Schlug er dann einmal auf den Tisch, dann schlug sie zweimal darauf. Erhob er die Hand, als wollte er sie schlagen in der Wut, dann stellte sie sich vor ihn hin und sah ihm fest in die Augen. Ihre graugrünen Augen blizten: Nun, was schlägst mich nicht?

Wie schön sie dann war, wie ihre Wangen glühten, ihre Augen funkelten, wie die starken weißen Zähne zwischen den vollen roten Lippen hervorblizten — er war nicht imstande, ihr zu widerstehn, ließ die Hand sinken und ließ sie gewähren.

Die alte Frau in der Leibzucht sah mit blutendem Herzen, wie die Wirtschaft zu verkommen drohte, die unter ihren Händen so viele Jahre eine Musterwirtschaft

gewesen war. Wenn sie auch nur ganz bescheiden es einmal wagte, ein Wörtchen daren zu reden, dann beehrte die Ursel auf: Eure Zeit ist um, Moder. Es ist jetzt meine Wirtschaft, und niemand hat sich darum zu kümmern.

Der Hof ist frei von Schulden, und daß alles in Ordnung ist, dafür habe ich gesorgt, sagte die alte Frau zu ihrem Sohn; aber wenn ihr so fortmacht, du und die Ursel, dann kommt ihr auf den Hund. Sonst hast du doch gewußt, was du gewollt hast, aber jetzt gehst du der Frau um die Augen, und wenn sie aufmuckt, verkriechst du dich. Und auf den Tisch zu schlagen, das hast du ganz verlernt. — Ihr sorgt, daß ichs wieder lerne, hatte der Sorgen geantwortet, indem er die Hand drohend gegen die Mutter erhoben hatte.

Der Präsident sah manches mit eignen Augen, und was er nicht sah, erfuhr er von dem alten treuen Stoffler, der es nicht mehr mit ansehen konnte. Da wußte der Präsident, was er zu tun hatte: er ließ die Hinterzimmer seines Hauses, die leer standen, einrichten, ganz so wie die Stuben gewesen waren, die seine Mutter bewohnt hatte, als sie noch Herrin auf dem Piepershof war. Als alles fertig war, fuhr er auf den Piepershof hinaus. An der Leibzucht fuhr er vor: Heute nehm ich Euch mit mir in die Stadt, Mutter. Packt ein, auf den Hof kommt Ihr nicht wieder zurück.

Junge, Junge! hatte die alte Frau gesagt. In die Stadt willst du mich mitnehmen, in das feine Leben, die alte Frau, die nur eine Bäuerin ist?

Sie sprach seinen eignen Gedanken aus. Es hatte ihm schwer auf der Seele gelegen trotz aller Liebe zu der Mutter. Hatten sie auf dem Lande schon über die alte Frau gelacht, die so am Hergebrachten festhielt und noch in der Landestracht ging, was würde die Gesellschaft sagen, in der er sich bewegte! Was würde vor allem sie für Augen machen, an die er sein Herz verloren hatte, die stolze Lola von Rosen?

Es hatte ja den Anschein gehabt, als könnte das Wort der Mutter: Heiraten mußt du, Junge! noch zur Wahrheit werden. An allen Mädchen und Frauen war er bisher achtlos vorübergegangen, bis er fast zu alt zum Heiraten geworden war. Da war er dem vornehmen jungen Mädchen begegnet, und ihre Schönheit hatte ihn gefangen genommen. Es war auf seiner Orientreise gewesen, sie hatte mit ihren Eltern die Fahrt auf demselben Schiffe mitgemacht. Obgleich sie in derselben Stadt lebte, wie er, waren sie vorher noch nie miteinander in Berührung gekommen — jetzt hatte sie ihn vom ersten Augenblick an gefesselt, und er hatte sich nicht wieder aus dem Zauber lösen können, den sie auf ihn ausübte. Der Verkehr war nach der Heimkehr fortgesetzt worden, und er glaubte sicher zu sein, daß seine Werbung angenommen werden würde. Aber so leidenschaftlich seine Liebe war, er hatte das entscheidende Wort doch immer wieder zurückgedrängt. Und zwar im Gedanken an seine Mutter. Er konnte sich nicht verhehlen, daß seine Auserwählte stolz und hochfahrend war, und daß sie Wert auf äußern Glanz legte. Was würde sie zu einer Schwiegermutter sagen, die in der Landestracht der Bäuerin daherkäme und sich nicht in der Sprache der Gesellschaft auszudrücken verstünde? Und was würde seine Mutter zu einem Wesen sagen, wie Lola von Rosen es war?

Da wurde er also durch die Erkenntnis, daß es seine Pflicht sei, die Mutter zu sich zu nehmen, damit sie nicht elend zugrunde ginge, zur Entscheidung gedrängt. Er mußte die Probe machen.

Die Mutter hatte sich wohl eine Weile geäußert, dann war sie aber mit ihm in die Stadt gezogen. Einen Augenblick hatte er daran gedacht, ob er sie nicht veranlassen sollte, städtische Tracht anzulegen; sie selbst hatte geäußert, er müsse sich ihrer schämen vor all den vornehmen Leuten, die seine Bekanntschaft seien. Aber er hatte den Gedanken von sich gewiesen. Er ließ der alten Frau Zeit, sich einzugewöhnen, dann sagte er ihr eines Tags: So, Mutter, und jetzt gehn wir miteinander spazieren, daß die Leute sehen, was für eine feine Mutter ich habe.

Er führte die alte Frau in den Stadtpark, wo sich, wie er wußte, um diese Stunde die ganze vornehme Welt zum Promenadenkonzert zusammenfand. Das Aufsehen, das er mit der ländlich gekleideten Frau erregte, schien er nicht zu bemerken. Meine Mutter! sagte er, wenn der eine oder der andre Bekannte mit verwundertem Gesicht stehn blieb, um ihn zu begrüßen. Manche, die seine Herkunft kannten, freuten sich auch augenscheinlich und richteten freundliche Worte an die alte Frau.

Nur die eine, auf die es ihm ankam, sah mit großen erstaunten Augen auf die Bäuerin neben ihm, während sie ihm in der Begleitung von zwei Leutnants entgegenkam, und wandte dann, als sie an ihm vorbeiging, den Blick zur Seite, als kenne oder bemerke sie ihn nicht. Da wußte er, wie er sich zu entscheiden hatte.

Seine Mutter hatte es nicht bemerkt, wie der Arm gezittert hatte, auf den sie sich stützte. Sie hat nie erfahren, welches Opfer ihr der Sohn gebracht hatte, wie sie auch nie erfahren hat, daß ihr Sohn damals von dem Verschlage aus gehört hatte, was sie zu Lorenz sagte und welches große Opfer sie ihren Kindern gebracht hatte. Sagte sie ihm noch dann und wann einmal: Heiraten mußt du, Junge, so lachte er und sagte: Wer so eine Mutter hat, wie ich, der braucht keine Frau!

\* \* \*

Der Eichenkranz war fertig.

Die Sonne war untergegangen, der Mond war heraufgekommen, die Sterne hatten gestrahlt und gesunkelt. Die Himmelslichter allein hatten hineingeschaut durch die offenen Fenster in das stille Zimmer, wo der Sohn die Leichenwache hielt bei der toten Mutter. Und die Nacht war vorübergegangen. Ein leiser Widerschein des Glanzes der aufgehenden Sonne im Osten färbte das zarte Gewölk des westlichen Himmels, hauchte den ersten Schein des andbrechenden Tages in das Totenzimmer.

Leises Vogelgezwitscher drang vom Garten herauf. Der Präsident nahm den fertigen Eichenkranz und legte ihn auf das Bett und legte ihn ringsherum um die Gestalt der Schlafenden, die das Heiligtum seines Lebens gewesen war: seine Mutter.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Herr Karl Peters hat jüngst in einer Betrachtung über „Großbritannien und Nordamerika im Stillen Ozean“ seine Ansicht so formuliert, der gegenwärtige Krieg in Ostasien werde mit einer Beseitigung der russischen Seemachtstellung an den Gestaden des Stillen Ozeans enden. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, aber auch nicht vor dem Abend tadeln. Der Krieg ist trotz allem Mißgeschick für die russischen Waffen noch lange nicht zu Ende, man könnte im Gegenteil sagen, je länger er dauert, desto günstiger kann er sich — wenigstens zu Lande — für Rußland gestalten, das seine europäischen Heerteile heranziehen kann, und desto ungünstiger für Japan, dessen Kräfte sich mit der Zeit und mit der Ausdehnung der Operationslinie nach Norden schwächen, wenn nicht erschöpfen müssen. Allerdings ist bei diesem Volke mit seiner großen Hingebung alles unberechenbar. Es ist mit außerordentlicher Opferwilligkeit in den Krieg gegangen. Ob es aber auch eine Reihe von Niederlagen zu vertragen vermöchte, ist eine Frage, bei der neben manchem andern auch das Parteiwesen in Japan eine Rolle spielt. Um so mehr erscheinen alle Spekulationen auf den Ausgang und auf die Ergebnisse des Krieges so lange verfrüht, bis einer der beiden Gegner das Rennen aufgibt. Vielleicht auch beide. Dann könnte ein Friedensschluß auf der Basis des mit-